

Alter Wein in neuen Schläuchen? von Christiane Müller

Als ich meine Masterarbeit in der Bibliotheks- und Informationswissenschaft über das Thema „Bibliotheken in der Sharing Economy“ geschrieben habe, das war im Jahr 2015, da ging es mit dem Sharing gerade erst los: in Berlin gab es verschiedene Car-Sharing-Dienste und auch erste E-Roller zum Leihen; in den Kiezen, Quartieren und Nachbarschaften sind spezielle „Leihläden“ entstanden, in denen man Werkzeug, Kochgeschirr, Lastenfahrräder und Faschingskostüme ausleihen kann. Bis dahin waren 2nd-Hand-Läden dort der Inbegriff alternativer, nachhaltiger Lebenskultur – doch jetzt hieß es auf einmal: „Leihen statt Kaufen“, „Nutzen statt Besitzen“ – Ausleihen wurde ganz fix „das neue Haben“.

Seitdem ist viel passiert und der Begriff Sharing ist nicht nur in Großstädten und nicht nur unter Hipstern ein Begriff. TeilAutos, Co-Working-Räume, Repair-Cafes mit einer gemeinsam nutzbaren Werkzeugausstattung finden sich heute auch in kleineren Städten – und sogar meine Oma weiß jetzt, was sich hinter dem englischen Wort verbirgt (und schneidet mir jeden Artikel aus, wenn die Lokalzeitung bzw. ihre Fernsehprogrammzeitschrift darüber berichtet). Jetzt ist meine Oma natürlich kein wissenschaftlicher Indikator, doch wir sehen daran schon, das Thema ist kein Nischenthema mehr, sondern auch bei „ganz normalen“ Leuten angekommen. Wir können m.E. daher mit Sicherheit von einem Trend sprechen. Von einem großen sogar. Wissenschaftliche Erhebungen nutzen für das Phänomen z.T. unterschiedliche Schlagworte, häufig werden die verschiedenen Ausprägungen unter dem Begriff „Ökonomie des Teilens“ oder auch „kollaborativer Konsum“ zusammengefasst.

Doch ist dieser Trend nach 2nd-Hand-Mode & dem „Boho“-Stil eben nur das: ein weiterer Trend? Ich bin der Überzeugung, dass hier mehr dahintersteckt als nur ein vorübergehender „hipper“ Lifestyle. Denn anders als beim Auftragen schriller Klamotten aus den 70er Jahren stellt man hier ganz grundsätzlich sein Konsumverhalten und die Notwendigkeit von Eigentum per se in Frage. Man überlegt nicht, mit welchen vintage-„It-Pieces“ man seine Garderobe in dieser Saison noch erweitern kann, sondern stellt sich kritisch die Frage, wie viele Shirts & Röcke und überhaupt: wie viel Zeug man wirklich braucht bzw. selbst besitzen muss. Das Mindset dahinter wird gerne mit dem Spruch auf den Punkt gebracht: „Was ich brauche, ist nicht die Bohrmaschine, sondern das Loch in der Wand.“ Warum sollte man also etwas selbst besitzen, das man nur alle paar Monate/Jahre einmal braucht? Reicht es nicht, wenn ich weiß, wo ich mir diese Dinge für ein paar Tage einfach ausleihen kann? Und das sind ja recht fundamentale Überlegungen, die mit unseren innersten Überzeugungen & Wertvorstellungen zusammenhängen. Dabei wird der Konsum grundsätzlich hinterfragt – bzw. für bestimmte Dinge eben abgelehnt. Es gibt bereits erste Bücher von Leuten, die das ganz konsequent angehen und nur noch 100 Dinge (selbst) besitzen wollen. Oder die zumindest ihren Kleiderschrank auf ein paar wenige (gut kombinierbare) Teile reduzieren. Eine Schweizer Bloggerin (Zippora Marti) hat ein Jahr lang dasselbe schwarze Kleid getragen, nur mit

verschiedenen Accessoires kombiniert und über ihre (positiven) Erfahrungen geschrieben. In den sozialen Netzwerken erkennen und finden sich solche Leute unter dem Hashtag #minimalism.

Was treibt solche Menschen dazu? Zum freiwilligen & v.a. freudvollen Verzicht? Viele schreiben davon, dass man sich freier fühlt und behaupten, dass man sich so mehr Gedanken über das Wesentliche macht. Häufig hört man die Aussage, dass „die Dinge, die du besitzt, ganz schnell auch dich besitzen“. Mit wenig Zeug habe ich mehr Platz in der Wohnung, kann auf kleinerem Raum gut auskommen – und jederzeit mit einem Rollkoffer umziehen. Ich muss mir weniger Gedanken um Reparaturen machen und v.a. finde ich alles sofort, weil es keine „Kruschtecken“ gibt. Gut, so muss man dann auch denken, wenn ich es tatsächlich vorziehe, einmal in der Woche meine Wäsche in einem Waschsalon zu waschen, statt mir selbst eine Waschmaschine anzuschaffen.

Und natürlich spielen hier Nachhaltigkeitsargumente eine ganz zentrale Rolle: Denn etwas gar nicht mehr selbst zu kaufen, spart noch mehr Rohstoffe ein/schont Ressourcen noch mehr, als wenn ich zum gebrauchten Produkt greife. Für die Theoretiker: Wir sprechen beim Gebrauchwarenkauf von Nachhaltigkeit dadurch, dass Dinge extensiver (also länger) genutzt werden – beim gemeinsamen Nutzen durch Leihen wird die Nutzung intensiviert dadurch, dass diese Dinge dann häufiger im Gebrauch sind, als wenn nur eine Person/ein Haushalt sie für sich selbst verwendet, wo sie die meiste Zeit halt doch nur ungenutzt herumliegen. Damit Hand in Hand geht dann die Überlegung, besonders hochwertige, langlebige Produkte zu kaufen, wenn man sich doch mal etwas anschafft. (Sicher ist auch das eine begrüßenswerte Entwicklung.)

Doch schauen wir uns einmal an, was Sharer (also teilende Leute) darüber hinaus an Motiven nennen: https://www.kantaremnid.de/studien/pdf/sharing_economy-umfrage-bericht-ernid-2015-06-29.pdf

Wir haben also auf Platz 2 die Nachhaltigkeit, auf Platz 1 und 3 finanzielle Erwägungen. Dann folgen Punkte, die mit diesem „leichteren Lebensgefühl“ zusammenhängen: 4, 5, (6) 8

Und dann haben wir da einen (wie ich finde) ausgesprochen interessanten Punkt auf Platz 7: „...weil ich mit anderen Menschen in Kontakt kommen kann“ (Und zwar wird das von immerhin gut einem Viertel der Befragten genannt.) Das überrascht (vielleicht?), doch nur auf den ersten Blick. Denn natürlich gehört der Kontakt mit Anderen unbedingt & geradezu denknotwendig zum „weniger selbst besitzen“ dazu: Damit ich weiterhin Löcher in die Wände bekomme, mehr als zwei Leute zum Essen einladen oder doch mal mit dem Auto zum Badesee fahren kann, muss ich ja wissen, wie ich in diesen Fällen an die Bohrmaschine, den Raclette-Grill und das Fahrzeug komme. [...]

Ich muss also wissen, wo bzw. von wem ich mir das Auto, das Fondue-Set oder das Werkzeug

ausleihen kann – und dann muss ich mit dieser Person auch in Kontakt treten. Und nun könnte man ja denken, das sei für die meisten Leute ein Grund, bestimmte Dinge eben doch selbst zu besitzen, um von Freunden, Nachbarn etc. und v.a. der Fragerei unabhängig zu sein. (Also meine Großeltern und eigentlich auch noch meine Eltern würden dieses Fragen bei den Nachbarn tendenziell als unangenehm empfinden – sich witzigerweise allerdings umgekehrt sicher darüber freuen, wenn man sie darum bittet, sich etwas von ihnen ausleihen zu dürfen.) Doch die Sharing-Leute sehen (wie diese Erhebung zeigt) diese soziale Komponente gar nicht als lästig oder peinlich – sondern ganz im Gegenteil sogar als Vorteil:

- Wenn ich mir die Bohrmaschine von einem Nachbarn ausleihe, bekomme ich vielleicht gleich auch noch Tipps für den Umgang mit diesen Altbauwänden.
- Wenn ich ein Büro in einem Co-Working-Raum habe, inspiriert mich vielleicht das, was die anderen Mieter dort tun, für meine Arbeit.
- Und bei einem Leihladen kann ich als Mitglied mitbestimmen, was ggf. durch die Mitgliedsbeiträge an neuem Material angeschafft werden soll.

Und neben der grundsätzlichen Konsum- bzw. Eigentumskritik ist dieser soziale Aspekt der zweite Grund, warum ich der Überzeugung bin, dass die Sharing-Idee nicht nur ein weiterer Lifestyle-Trend von vielen ist, sondern sich in den nächsten Jahren noch erheblich auf unser Wirtschaften, unser Leben, v.a. unser Zusammenleben auswirken wird.

So, jetzt rede ich schon seit bestimmt fünf Minuten übers Sharing – doch: was hat das mit Bibliotheken zu tun? Nun, wir sehen ja schon an der Benennung solcher Projekte und Leihläden wie „Kleideri“/„Kleiderthek“ oder „Bibliothek der Dinge“, dass man sich hier an die Bezeichnung „Bücherei/Bibliothek“ anlehnt. Also ganz offenbar bringt man dieses Konzept des Leihens sofort mit uns in Verbindung.

Und ja, wir dürfen hier jetzt auch mal ganz selbstbewusst erwähnen, dass wir in der Tat Experten für die Methode/das System des Verleihens von Büchern und Medien sind: Wir haben hier ein System entwickelt, über die Jahre/Jahrhunderte immer wieder angepasst und optimiert, mit dem es gelingt, einen Bestand von Dingen einer großen Gruppe von Menschen gleichzeitig zur Verfügung zu stellen - und zwar so, dass es für alle (zumindest irgendwie) gerecht ist und zu keinen Konflikten kommt. Denn wir pflegen ja nicht nur unseren Bestand, erwerben und erschließen ihn, sodass jeder gut findet, was er braucht – wir haben auch eine Nutzungsordnung mit Fristen für die Ausleihe, mit der Möglichkeit zu verlängern oder Vormerkungen zu erstellen oder auch Anschaffungsvorschläge für Medien einzureichen. Und in aller Regel funktionieren diese Mechanismen so gut, dass man als Inhaber eines Bibliotheksausweises eigentlich keine Bücher mehr kaufen muss. [...]

Ich finde, der wunderbare Rob Bruijnzeels aus den Niederlanden bringt diesen Gedanken ganz gut auf den Punkt, dass es gerade auch dieses System/die Organisation des Zugangs zu einem gemeinsamen Bestand ist, was Bibliotheken ausmacht, wenn er sagt: „Bibliotheken ist ein Verb.“

So: Wir sind als die Sharer schlechthin und haben das schon gemacht, bevor es jetzt (endlich) „cool“ wurde. Gut, freuen wir uns nun klammheimlich darüber und machen einfach so weiter? Oder nehmen wir das zum Anlass und schauen uns mal an, was die anderen Sharing-Angebote gut und besser machen? Wie könnten wir vielleicht noch mehr, noch besser teilen/nach besser „sharing“ betreiben? In meiner Masterarbeit gehe ich dazu v.a. auf zwei Punkte ein:

1. Anderes.

Nun, wir könnten z.B. damit anfangen, auch andere Dinge als Medien zu verleihen. Und viele von uns machen das auch schon. Ich habe hier eine schöne Grafik gefunden, die sich die Mühe gemacht hat, einmal bildhaft darzustellen, auf welche Ideen Bibliotheken aus aller Welt (und zwar nur bislang!) schon gekommen sind:

https://blogs.proquest.com/wp-content/uploads/2015/09/librarythings_b_6774988.pdf

Wir sehen hier zum Beispiel Hängematten, Abendkleider, Musikinstrumente, Nähmaschinen. Ich weiß, ich weiß: man kann jetzt natürlich die (sicher absolut berechnete) Frage stellen, warum wir als Büchereien/als Bibliotheken das tun sollten... Sind wir dafür zuständig, Regenschirme & Werkzeuge anzubieten? Was bleibt von uns, wenn wir hier mit Weihnachtsmann-Kostümen und Eismaschinen antreten? Verwässern wir damit nicht unseren „Markenkern“? Gehört das echt zu den Aufgaben einer Bildungseinrichtung?

Doch schauen wir einmal zurück, wie sich die Bestände von Bibliotheken schon bisher immer wieder geändert haben – und zwar ohne, dass jemand diese Frage aufgeworfen hat. Als ganz natürlich hat man es hingenommen, dass irgendwann immer weniger Schriftrollen und dafür mehr von diesen (in der Usability so viel besseren) Kodizes standen (und zwar „standen“, d.h. nicht mehr wie die Rollen nur herumlagen). Sehr viel später haben sich dann auch Schallplatten, VHS-Kassetten, CDs und CD-ROMs ganz devot in die Bestände eingefügt – sogar Brett- und Konsolenspiele werden überall als ganz „normale“ Bibliotheksbestände akzeptiert. (Allermeistens jedenfalls.) Gut, irgendwie sind das ja auch alles noch Medien im weiteren Sinn. Und alle Medien sind dem Begriff nach Vermittler, sie vermitteln Inhalte. Nun, und das können Dinge auch – und wenn Sie mal mit einem Medienwissenschaftler reden, würden Sie staunen, was man dort alles (wirklich alles!) als „Medium“ definiert.

Und in der Tat: wenn wir uns als Bildungseinrichtung sehen: Warum verleihen wir nur das Kinderbuch zu Astronomie und nicht auch das Teleskop dazu? Denn das Buch ist eine Möglichkeit, etwas zu lernen, der Gegenstand dazu ein weiterer. Das Gleiche gilt fürs Heimwerken, Handarbeiten: die Bücher dazu wollen wir in unseren Beständen sicher nicht missen – warum bieten wir nicht auch Zugang zu den nötigen Werkzeugen? Mit dem Angebot solcher Werkzeuge unterstützen wir nicht nur das Lernen, sondern auch das Tun, d.h. wir ermöglichen & fördern die kreative Umsetzung neu erlernter Fähigkeiten. Hier kann ich Ihnen wieder ein kleines Häppchen Theorie bieten: Es gibt in der Informationswissenschaft die sog. Wissenspyramide, die zeigt, wie aus nackten Informationen Wissen entsteht. Es beginnt unten

mit puren Daten, die über den Weg des Verstehens zu Informationen werden. Informationen, die mit Kontext angereichert sind, die man also einordnen & verknüpfen kann, führen zu „Wissen“. Und Wissen, das ich anwenden kann, also auf andere Sachverhalte projizieren kann, das macht uns schließlich „weise“. Lange war der Zugang zu Daten bzw. zu Informationen das Nadelöhr: beides war knapp & teuer und Bibliotheken haben sich darum verdient gemacht, jedermann den Zugang zu beidem zu ermöglichen. Doch heute ist beides kein knappes Gut mehr und die meisten Informationen sind ganz umsonst online verfügbar. Dafür braucht man uns zumindest nicht mehr so sehr, wie etwa noch vor 40 Jahren. Heute besteht die Schwierigkeit darin, mit der Informationsflut umzugehen (auch dabei können Bibliotheken mit ihrer unangefochtenen Vertrauenswürdigkeit und der nicht-kommerziellen Ausrichtung eine ganz wundervolle Rolle spielen).

Doch die Hürde, Informationen in Wissen/Weisheit umzuwandeln besteht bis heute: ein niederschwelliger Zugang zu hilfreichen Werkzeugen bzw. Dingen kann helfen, hier weiter auf der Pyramide nach oben zu kraxeln. Und dieses persönliche Lernen & die Weiterbildung unserer Nutzer ist ja das, was seit jeher das Ziel von Bibliotheken war – die Sammlung & Pflege von Beständen war schon immer nur Mittel zu diesem Zweck. Lankes sagt dazu: *„Librarianship is not about artifacts, it is about knowledge and facilitating knowledge creation. So what should we be spending our precious resources on? Knowledge creation tools, not the result of knowledge creation.“* Es gibt auch die schön formulierte Forderung, dass Bibliotheken heute mehr wie Küchen sein sollten und weniger wie Supermärkte: Das heißt, hier nimmt man nicht nur abgepackte Informationen mit, sondern kann sich selbst und ganz individuell austoben.

Die Bestände – natürlich immer mit Sinn & Verstand – zu erweitern, hier unkonventioneller zu denken, kann ein Weg sein, mehr zu teilen/mehr zu sharen. Doch das ist heute sicher in den meisten Einrichtungen schon verbreitet und vermutlich erzähle ich Ihnen hier nur, was Sie eh schon seit Jahren gut machen. (Ich würde gerne noch einen Gedanken anreißen, warum es gut sein kann, sich hier breiter aufzustellen: Denn wir erleben gerade mit Angeboten wie Netflix & Spotify, wie (zwar kommerzielle, doch offenbar ausreichend günstige) Anbieter in unser Kerngeschäft drängen: Und gerade das Nutzen von Medien (also insbesondere von Filmen & Musik) wird von diesen Playern häufig so professionell, umfassend und nutzerfreundlich ermöglicht, dass es uns Bibliotheken in diesen Bereichen doch recht schwer fällt, hier zu konkurrieren.)

2. Plattform.

Die andere Idee, wie wir Sharing noch mehr umarmen können, geht noch ein ziemliches Stück weiter... Schauen wir uns da einmal kurz an, wie die neuen Sharing-Angebote (häufig) funktionieren: Viele dieser Angebote nutzen Internet-Seiten – entweder um dort das eigene Angebot zu präsentieren (z.B. eine Car-Sharing-Flotte), das ist dann eine Option, oder um den Mitgliedern hier zu ermöglichen, dass sich Anbieter und Sucher von bestimmten Dingen zusammenfinden: wie z.B. die Plattform von FairLeihen aus Berlin. Hier ist jeder Anbieter und

Nutzer zugleich. D.h. es wird nicht ein Bestand zentral verwaltet (das ist der sog. one-to-many-Ansatz, den z.B. die kommerziellen Car-Sharer nutzen) sondern der Bestand ergibt sich dezentral aus dem, was die angemeldeten Nutzer dort einstellen (das nennen wir: peer-to-peer). Diese peer-to-peer-Herangehensweise finden wir im Sharing-Markt tatsächlich recht häufig. Eine solche peer-to-peer-Plattform ist nur dazu da, dass sich die matchenden Interessen finden – also wie bei einem schwarzen Brett oder auch auf einem Marktplatz. Plattformen stellen also nicht selbst den Inhalt, kontrollieren diesen auch nicht, sondern ermöglichen (mehr oder weniger neutral) nur den Zugang – und sind dafür zuständig, dass alle Nutzer die Etikette einhalten. Eine Plattform hat also immer etwas Offenes/Unfertiges – solange, bis die Nutzer sich dort einbringen. Und je nachdem, wer da gerade so aktiv ist, ändern sich die Inhalte auf diesen Plattformen (z.B. das Tauschangebot) ständig.

Wenn Sie jetzt einmal kurz versuchen, Ihre Bibliothek hier systematisch einzuordnen: sind wir eher one-to-many oder peer-to-peer? Nun, wir sind sicher ganz überwiegend die Vermittler eines zentralen Bestandes, also ein one-to-many-Angebot. Doch es gibt schon erste Ansätze, wo Bibliotheken sich mehr als vermittelnde Plattform sehen und versuchen, den peer-to-peer-Ansatz in ihre Arbeit zu integrieren. Z.B. können sie dabei helfen, dass die richtigen Leute zueinander finden. Das kann (ganz oldschool) über schwarze Bretter funktionieren, auf denen sich Sprachtandems finden, oder man bietet Räume an, in denen sich Gruppen regelmäßig zum Basteln, Toaster-Reparieren, Finnisch-Lernen treffen können. Manchen Bibliotheken machen auch Menschen ausleihbar – etwa Experten für ein bestimmtes Thema, sodass man sich überlegen kann, ob man lieber ein Buch über Vogelbestimmung durchhackern möchte oder eher einen Spaziergang mit Rudolf (dem Hobby-Ornithologen) bucht.

In diese Richtung geht es auch, wenn Bibliotheken ihre Regale öffnen: Richard David Lankes plädiert dafür, z.B. Vereinen, Gruppen von NGOs etc. nicht nur Räume für ihre Treffen anzubieten, sondern auch ein paar Regalbretter, um dort ihre Vereinsbibliothek (dann für alle Nutzer zugänglich) einzustellen. Sie sehen: es geht bei dieser Plattformidee viel darum, Leute miteinander in Kontakt kommen zu lassen und die Kommunikation, den Austausch, das gemeinsame Lernen und das gemeinsame Kreativwerden zu fördern. Dazu müssen Bibliotheken sich öffnen und den Nutzern die Möglichkeit geben, sich aktiv in das Angebot einzubringen.

Diese Konzepte decken sich teilweise mit der Diskussion um die „Bibliothek als Ort“ bzw. als sog. dritten Ort (neben privater Wohnung & Arbeitsplatz), die schon etwas länger als das Sharing-Thema geführt wird. Doch sie gehen noch ein wenig weiter und sehen vor, dass man aktiv das Entstehen einer „community“, also einer sich untereinander austauschenden Nutzerschaft, fördert. Und ich weiß, „community“ und „gemeinsam Gestalten“, das klingt jetzt so schrecklich modern und nach Medienzeitalter – doch ich glaube, das ist eigentlich ein ganz altes (um nicht zu sagen: antikes) Konzept von Bibliothek:

Sie kennen dieses Raffael-Gemälde „Die Schule von Athen“. Wir wissen eigentlich nicht, was

das genau für ein Gebäude ist, worin sich die hier dargestellten antiken Philosophen versammeln, doch in meiner Vorstellung sieht es schon verdammt nach Bibliothek aus, nicht? Wir sehen auch Leute, die lesen & schreiben – doch v.a. sehen wir Leute, die miteinander im Gespräch vertieft sind. Da wird diskutiert, z.T. mit wilder Gestik – und ich bin mir sicher, auch nur eine halbe Stunde zuhören zu dürfen (wenn nicht sogar mitreden) würde uns bestimmt auf der Wissenspyramide ein ganzes Stück nach oben bringen (und vermutlich wäre es sogar gewinnbringender, als „Sophies Welt“ zum fünften Mal anzufangen und doch irgendwann den Faden zu verlieren). Also: Versuchen wir doch einmal die Bibliothek als Plattform zu denken, also als einen Ort, an den Leute kommen, um sich mal ganz für sich, mal im Austausch mit anderen zu bilden, um Neues zu lernen und um kreativ zu werden, um an einem Ort zu sein, der neugierig macht und zum Fragen inspiriert, den ich immer ein bisschen klüger (und noch ein bisschen neugieriger) wieder verlasse.

Es gibt bereits erste Studien, die wissen wollten, was die Leute gerne teilen – und wo es eher weniger Bereitschaft gibt: <https://berufsziel-socialmedia.de/share-economy-sharity-und-die-welt-des-teilens-was-teilen-wir-gerne-und-was-nicht/>

Wir haben hier bei der geringen Bereitschaft Dinge wie (Überraschung!) Unterwäsche & Zahnbürsten, etwas lieber teilt man dann Wohnungen, Kleider und Autos, dann kommen Waschmaschinen, Küchengeräte & Werkzeuge – und ganz vorne liegen Medien/Bücher, Wissen & Erfahrungen. Und solches Wissen & Erfahrung kann man nun nicht einfach ins Regal stellen oder auf einer Plattform hochladen – Wissen & Erfahrungen befinden sich in den Menschen. Und der Weg, an diese Schätze zu gelangen, ist die Konversation, der Austausch – für den es einen Raum, einen fördernden Rahmen, eben eine Plattform (also im Grunde eine „Ermöglichungsinfrastruktur“) geben muss. Und aus meiner Sicht sind Bibliotheken geradezu prädestiniert dafür, diesen Raum, diesen Rahmen anzubieten bzw. die Plattform zu sein. Dieses Verständnis von Bibliothek sieht die Nutzer nicht als passive Kunden, sondern als Mitglieder, als Teilnehmer und als Teilgeber und als elementaren Bestandteil der Einrichtung: solche partizipativen Plattform-Bibliotheken definieren sich weniger über ihre Bestände als eher darüber, was ihre Mitglieder in den Räumen so anstellen. Und während sich das Medienangebot doch meist gar nicht so arg unterscheidet in unseren Einrichtungen (klar, es gibt kleine Bibliotheken und die mit deutlich mehr Medien): doch das, was im menschlichen Austausch dort geschieht, welche Gruppen sich dort treffen, das ist immer ganz individuell mit dem Charakter der Kommune verknüpft und spiegelt die lokalen Besonderheiten wieder. „lokal“ ist ja nicht nur das neue „digital“, sondern gerade auch das neue „bio“ – d.h. wir erleben gerade, wie Leute wieder das Besondere suchen, das es so nur vor Ort gibt: Wochenmärkte, auf denen man direkt mit den Erzeugern ins Gespräch kommen kann, erleben ein Revival.

Plattform-Bibliotheken (wie ich sie nenne) befriedigen also auch dieses Bedürfnis nach Alternativen abseits des immer überall gleichartigen digitalen Angebots und ganz besonders auch nach Resonanzenerfahrungen, also Möglichkeiten, sich einzubringen und in Kontakt mit Leuten vor Ort zu kommen. Knud Schulz aus Aarhus hat die Idee einer solchen Bibliothek mit

folgendem Zitat umrissen: *„Der physische Bibliotheksraum wird sich in Zukunft darüber legitimieren, ein Ort zu sein, wo Aktivitäten stattfinden, die sonst nirgends in der Stadt erlebt werden können.“*

So, das waren zwei Ansätze, wie Bibliotheken den Sharing-Trend zum Anlass nehmen können, ihre Angebote zu überdenken und zu ergänzen. Und es ist wirklich v.a. ein Ergänzen, denn natürlich braucht es weiter einen Bestand und ruhige Ecken zum Schmökern: wir bleiben Bibliotheken – und Orte der Ruhe haben wir heute alle nötiger denn je. Und ich glaube, dass wir bei der Gestaltung unserer Bibliotheken immer schauen müssen, was vor Ort funktioniert, was zu der jeweiligen Einrichtung und v.a. den Nutzern dort passt. Sicher führt es nirgends hin, wenn man Trends einfach nur blind nachmacht und jetzt lieblos zehn Bohrmaschinen in die Ausleihe packt – doch sich anzuschauen, was diesen Sharing-Trend so attraktiv macht und mit welchen Bibliotheksangeboten man auf dieses (offensichtliche!) Bedürfnis der Leute zu teilen reagieren kann, ist sicher fruchtbar. Wie man so schön sagt: es geht nicht ums Kopieren, sondern ums Kapieren. Und natürlich sollten wir nicht aufgeben, was uns Bibliotheken schon immer ausgezeichnet hat: dass wir (nicht kommerzielle) Orte für jeden sind, der etwas lernen möchte. Dafür sind wir da, dabei unterstützen wir. Und m.E. geht das eben noch ein bisschen besser, wenn wir noch mehr teilen und v.a. zum Teilen anregen.

Und falls Sie auch privat direkt und am liebsten gleich heute loslegen wollen mit dem Teilen: Ich muss hier einfach noch ganz kurz ein Projekt erwähnen, das ich schon lange kenne & nutze: Sie haben hier in der Schweiz „Pumpipumpe“, das auf einer ganz simplen (doch so, so, so guten Idee) aufbaut: Sie kleben einfach Sticker mit Symbolen der Dinge an ihren Postkasten, die Sie mit Nachbarn teilen wollen – sodass man einfach nur bei Ihnen klingeln muss. (Die Sticker kann man sich zuschicken lassen – und sehen echt an jedem Briefkasten total gut aus.)

Sie sehen: ein bisschen mehr sharing geht immer & überall & auch sofort – und ich hoffe, Sie finden auch, dass wir damit die Welt gleich ein klein wenig besser machen können, wenn wir teilen und großzügig mit unseren Dingen & auch unseren Fähigkeiten/Erfahrungen umgehen. Und ich hoffe, Sie finden hier heute ganz viel Inspiration für Ihre Einrichtungen und vielleicht auch für Ihr eigenes Leben – und so wünsche ich Ihnen einen spannenden Tag und ich freue mich ganz besonders darauf, wenn der/die ein oder andere auch seine/ihre Erfahrungen mit mir teilt. Vielen Dank!